

konnten, vielleicht sogar einen erfolgreichen. Nicht mehr reden können die Luftwaffen- und Marinehelfer, die irgendwo an der Oder, in Ostpreußen, in Berlin, in München, Düsseldorf oder Hamburg von Bomben und Granaten getroffen worden sind. Sie waren damals fünfzehn, sechzehn oder siebzehn Jahre alt.“ Diese beiden Urteile stammen von ehemaligen Luftwaffenhelfern. Aus einer größeren Distanz urteilt einer der Schüler aus Aachen, wenn er das Resümee seiner Studien zieht: „Vom inhumanen Denken der Nazizeit kam die Generation der Luftwaffenhelfer allmählich durch manchmal schmerzhaft

Denkprozesse zum betonten Humanismus. Das politische Bewußtsein ist bei ihnen heute im allgemeinen sehr wach und ihre Einstellung zu politischen Vorgängen kritisch.“

Die Summe aus allen Lebensberichten, Befragungen und Forschungen drängt auf das Problem hin: Wieweit darf ein altersbedingter Idealismus junger Menschen für totalitäre Ziele ausgenutzt werden? Wieweit kann ein Mensch überhaupt „Mittel zum Zweck“ sein? Fragen, mit denen sich Funktionäre jedweder Art gestern und heute konfrontiert sehen.

Roman Bleistein SJ

Der alte Mensch in der heutigen Gesellschaft

Die Gerontologie scheint auf der ganzen Welt, seit kurzem auch in Entwicklungsländern, Aufwind zu bekommen. Offensichtlich hat die rapide steigende Lebenserwartung jetzt auch die sich bisher besonders „jung“ fühlenden Nationen wie z. B. Japan erreicht. In gleichem Tempo erhöht sich der prozentuale Anteil der Menschen über 60. In Deutschland kann damit gerechnet werden, daß in einigen Jahren jeder dritte Mensch im statistischen Sinn „alt“ sein wird und in einigen Jahrzehnten die Hälfte der Bevölkerung ein Renteneinkommen bezieht, falls die bisherigen Bedingungen konstant bleiben. Daß solche Erkenntnisse Alarmzeichen für Wissenschaftler und Politiker sind, die Forschung über das Altern voranzutreiben bzw. dieser Herausforderung mit den geeigneten Mitteln zu begegnen, hat die große Resonanz bewiesen, mit der die Einladung zum Internationalen Gerontologenkongreß in Hamburg (12.–17. Juli 1981) beantwortet wurde. Über 2000 Teilnehmer, überwiegend Mitglieder der diversen nationalen gerontologischen Gesellschaften, waren gekommen. Der Kongreß gab einen weltweiten Überblick über den derzeitigen Stand der Altersforschung.

Es zeigt sich wieder einmal, daß die *Altersmedizin* der Tradition nach den Ton angibt. Schon immer auf Gesunderhaltung des Menschen während seines ganzen Lebens bis in die Altersjahre hinein zielend, hat die Altersmedizin in jüngster Zeit beachtliche Fortschritte hinter sich gebracht. Nicht nur, daß sie auch außerhalb Großbritan-

niens und der USA nach Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen Ausschau hält. Die Geriatrie förderte neue Erkenntnisse im komplizierten System menschlicher Informationsvorgänge zutage, erkundete hormonale Aspekte des Alternsprozesses, verbesserte die Therapie altersbedingter Herz-Kreislauf- und Stoffwechselkrankheiten und erlaubte eine bessere Prognose der Diabetes und des Parkinson. Erfolge der Chirurgie und der Psychiatrie bekamen, verbündet mit dem reichen Instrumentarium der Pharmakologie, mächtige Einflußmöglichkeiten auf den lebenslangen Alternsprozess.

Die bisher dominierende, hartnäckige Vorstellung vom alten Menschen in unseren Industrieländern als *Randgruppe* in völliger Isolierung, als Opfer der Leistungsgesellschaft und Ausbeutungsobjekt seiner Familie ist nicht haltbar. Die ideologische Orientierung am Bild einer angeblich allgemein verbreiteten Großfamilie in früheren Zeiten hat viel zu dieser Zwangsvorstellung beigetragen. Eine gewisse Unterversorgung alleinstehender alter Menschen in den Randgebieten unserer Städte oder in Emigrantenfamilien führt in vielen Fällen zu subjektiven Gefühlen der Vereinsamung. Dennoch scheint das Verhalten der Kinder auch in der westlichen Welt weitaus konservativer zu sein, als es die Öffentlichkeit wahrhaben will.

Der Mythos vom „alleingelassenen alten Menschen“ sei eine Hydra mit vielen Köpfen, meinte Prof. Ethel Shanas (USA), die drei Industriege-

sellschaften miteinander verglich. In der Sozialgeschichte der westlichen Welt habe es immer schon Eltern-Kinder-Konflikte gegeben, weil von jeher das Alter bestimmte Erwartungen an die nächste Generation gerichtet habe. Ein Familienmodell, das nach der Polarität von „Abhängigkeit versus Autonomie“ (Erikson) konstruiert sei, verliere an Schärfe, wenn mehr an konkrete Austauschverhältnisse zwischen den Generationen gedacht wird.

Eltern und Kinder stehen, auch wenn sie räumlich getrennt sind, meist lebenslang in einer *wechselseitigen Beziehung* des Gebens und Nehmens zueinander. Dabei verschiebt sich das Schwergewicht in den verschiedenen Entwicklungsperioden der Familien „gestalt“ auf Seiten der Eltern allmählich von der Funktion des Gebens zu der des Empfangens. Das trifft vor allem zu, wenn sie gesundheitliche oder materielle Einschränkungen ihrer Autonomie in Kauf nehmen müssen. Um zu verhüten, daß das Gleichgewicht sich nun ganz zugunsten der Kinder verschiebt, werden die alten Eltern durch vielfältige Formen der Dotationen (Baukostenzuschüsse, testamentarische Verfügungen etc.) sowie durch Hilfen im Haushalt der Kinder wieder zu Gebenden. Ihr Einspringen in kritischen Situationen der jungen Familien ist typisch. Umgekehrt hat die Kontinuität der Familie als Voraussetzung für die Identität des alten Menschen auch heute Geltung. Das Wissen, „wohin man gehört“, die Erfahrung von Geborgenheit und Ordnung im Alter muß im Gleichgewicht gehalten werden mit den Lebensansprüchen der Jungen und umgekehrt. Auch auf Seiten der jungen Familie sind die Gratifikationen nicht gering (Rosenmayr). „Intimität auf Abstand“, die bei uns sich durchsetzende Formel für die Beziehung zwischen den Generationen, scheint sich auch in anderen Kulturen im Übergang als mögliche und wirksame Regel durchzusetzen (Japan).

Viele Sitzungen des Kongresses haben die Überzeugung von der Unersetzbarkeit der Familie als Zentrum menschlicher Beziehungen über weite Lebensstrecken deutlich gemacht. Es war naheliegend, daß die Forschung sich der Belastbarkeit der Familie in bezug auf langzeitkranke Mitglieder besonders angenommen hat (Österreich, Deutschland, USA). Da der häusliche *Pfle-*

gedienst, vorwiegend an den männlichen Partnern oder Vätern geleistet, aufreibend ist und mit physischen und psychischen Anstrengungen einhergeht, wird – angesichts einer oft gleichbleibenden Situation mit letalem Ausgang – das Risiko der depressiven Stimmung bei den Pflegepersonen besonders hoch. Versuche, eine Gruppenarbeit zur Begleitung der pflegenden Ehefrauen und Töchter regelmäßig über mehr als ein Jahr durchzuhalten, scheinen sehr ermutigend (Hamburg). Der vielzitierte Ausbau ambulanter Dienste versus Institutionalisierung vermag die Bemühungen der Familie um alte Angehörige wesentlich zu stützen. Dennoch bestätigen Gerontologen auch den Verdacht, daß das Vordringen öffentlicher Hilfen die Familie verdrängen kann.

Pflegeerwartungen für gebrechlich werdende alte Eltern richten sich nach österreichischen und deutschen Untersuchungen in erster Linie an die Ehefrau und erst sekundär an die Kinder. Zwei Drittel der in einer österreichischen Studie ermittelten Paare über 65 wurden mindestens einmal in der Woche von ihren Kindern besucht, ein Viertel wohnt sogar noch mit diesen im gleichen Haus. Die alten Witwen ohne Kinder bleiben freilich die eigentlich Unterprivilegierten. Die meisten Paare erhalten Hilfe irgendwelcher Art von den Kindern, sofern diese in erreichbarer Nähe wohnen. Leider wird bei diesen Studien nicht deutlich, ob neben den instrumentalen Bedürfnissen der alten Leute auch expressive mit ins Spiel gebracht werden. Die Vermutung besteht, daß die emotionale Beziehung hier wie auch bei der Inanspruchnahme von außerfamiliären Hilfsorganisationen im Pflegefall für die subjektive Befindlichkeit des alten Menschen eine große Rolle spielt.

Im deutschsprachigen Bereich erhielt man beim Hamburger Kongreß den Eindruck, daß Pflegehilfe an Alten, die eine bestimmte Intensität und Kontinuität verlangt, innerhalb der Generationen in der Familie weniger häufig anzutreffen ist als Besuchskontakte und gelegentliche praktische Hilfestellungen. Das ganze Problem der Versorgung durch die Familie muß auf dem Hintergrund heutiger Frauenerwerbstätigkeit gesehen werden. Pflegebedarf bei nahewohnenden Eltern mehrte sich gerade zu einer Zeit, da die Frauen – nach einer aktiven Mutterschaftsperiode – wieder in die Erwerbsarbeit außer Haus hineindrängen.

In den USA wurde als Alternative zur Heimunterbringung pflegebedürftiger alter Menschen geprüft, inwieweit geschwisterliche Beziehungen wiederaufleben könnten, um dieses Risiko der Gebrechlichkeit im gemeinsamen Haushalt besser zu bestehen. Es ergab sich, daß die Bereitschaft zur gemeinsamen Haushaltsführung von positiven gemeinsamen Kindheitserinnerungen, der beiderseitigen charakterlichen Beurteilung, vom Einkommen und von gebachten Erfahrungen mit Geschwisterhaushaltungen abhängt, aber als echte Alternative bisher in keinem Fall in Erwägung gezogen wurde.

Die Notwendigkeit, gleichzeitig aber auch die Problematik einer *Professionalisierung* der medizinischen und sozialen Dienste für den alten Menschen wurden auf dem Kongreß in vielfacher Weise angesprochen. Es handelt sich um ein „heißes Eisen“, das zumal in Deutschland selten und nur äußerst zurückhaltend angesprochen wird. Schwenger (Toronto) hält die Professionalisierungstendenzen in der Altenarbeit eindeutig für einen politischen Prozeß, gekoppelt mit Machtausübung. Unter Berufung auf Ivan Illichs Kritik an den „berufsmäßigen Besserwissern“ meldet er Skepsis an gegenüber den insgesamt 38 helfenden Berufen, die direkt oder indirekt mit der Wohlfahrt des alten Menschen befaßt sind. (Illich: „Noch so spezialisierte Kenntnisse helfen dem nicht, der seine Bedürfnisse selbst nicht beschreiben kann.“) Das vielfach als methodisches Allheilmittel angepriesene Teamwork von Mediziner, Pflegepersonen, Psychologen und Sozialarbeitern verstarke geradezu die negativen Aspekte einer Zersplitterung von Diensten, weil hier der Kampf um die führende Position zwischen den Disziplinen offen zutage trete.

Wenn in der Gesundheitspflege Rivalitäten der Fachleute untereinander die gemeinsame Zielsetzung zu verdunkeln drohen, wird außerhalb der Fachwelt über Problemlösungen nachgedacht. Entprofessionalisierungsbestrebungen führen den Ehrenamtlichen in die Altenhilfe ein bzw. geben den Selbsthilfeorganisationen weiten Spielraum. Sie drängen darauf, daß die Entmündigung des alten Menschen „durch die Herrschaft der Experten, die ihm vorschreiben, wie, wovon und wofür er zu leben habe“ (Illich) nicht fortgeschrieben wird. Beide Strömungen eröffnen neue

Perspektiven. Sie fordern eine bessere Evaluierung bei der Unterbringung alter Menschen in fremde Pflege. Sie verlangen für die Psychiatrie, die Lebensberatung und Pflege mehr Lebensberechtigung in Form offener Gemeinde-Angebote.

In diesem Zusammenhang wurden jüngere Erfahrungen aus dem Nationalen Gesundheitsdienst Großbritanniens angeführt. Mit dem Stichwort „going local“ wird der Vormarsch von Tagespflegezentren markiert, wobei gebrechliche alte Patienten medizinisch behandelt werden und gleichzeitig durch den Anschluß an eine beliebige Gruppe von Altersgenossen ein abwechslungsreiches Tagesprogramm zur Aktivierung und Erhaltung der Lebensfreude wählen können.

Bemerkenswert scheint in Großbritannien und den USA die starke Beteiligung der über 60jährigen an sozialen Dienstleistungen für die eigenen Altersgenossen. In den USA sind rd. 37 Millionen „Volunteers“ in der Altenarbeit tätig, darunter fünf Millionen Senioren. Die Volunteers machen eine freiwillige, unbezahlte, über einige Stunden wöchentlich sich erstreckende soziale Tätigkeit. 270 000 haben sich zusammengeschlossen zum „Retired Senior Volunteers Program“ (RSVP). Sie erteilen Beratung, Rechtsbeistand, geben Unterricht, machen Besuchsdienste, Erntehilfen und dergleichen. Sie gelten als Anwälte der Bedürfnisse ihrer eigenen Generation und werden zur politischen Kraft, die zum Gesamtvolumen der Sozialarbeit auch finanziell wesentlich beiträgt. Ihre starke Motivation (Stolz und Selbstbewußtsein, Nutzung der eigenen Fähigkeiten aus Beruf und Familie, altruistische Begeisterung) macht sie zu wichtigen Mitarbeitern der Fachkräfte. Jedoch scheint auch die Überzeugung zu wachsen, daß die bemerkenswerte freiwillige Mitarbeit alter Menschen keineswegs nur Kosten einspart, sondern auch solche verursacht (Weiterbildung, Information der Öffentlichkeit usw.).

Eine immer mehr ins allgemeine Bewußtsein rückende Variante des Generationenproblems: Angesichts einer kontinuierlich steigenden Lebenserwartung und bei dem niedrigen Heiratsalter in vielen Industriegesellschaften kommt es zur *Gleichzeitigkeit von vier Generationen* in einer einzigen geschichtlichen Periode. Die bislang als „mittlere“ Generation bezeichneten Eltern können faktisch mit 40–50 Jahren die Großelternrolle

einnehmen. In diesem Fall wird sie zur „jüngeren“ Generation gegenüber den Betagten. Diese Elterngeneration, die im Zenit ihrer familiären und beruflichen Leistung steht, hat vielfach selbst noch lebende Eltern, die aber in keiner Weise darauf vorbereitet sind, daß sie nicht nur erwachsene Kinder, sondern bereits erwachsene Enkel haben. „Weißhaarige Leute sind also zu ihren Lebzeiten immer noch Kinder anderer Menschen“ (Shanas). Die Disparität zwischen Erfahrungen und deren Bewertung könnte angesichts einer solchen Konstellation unter den Generationen durchaus steigen. Es gibt aber auch Gerontologen, die zwischen einer heutigen „mittleren“ Generation und deren Eltern mehr Spannungen sehen wollen, als es Konflikte der heute 40–50jäh-

rigen mit ihren Kindern gibt. Das würde bedeuten, daß eine mehr situationsspezifische als rollenorientierte Kooperation zwischen den benachbarten Generationen fällig wird.

In einem Diskussionsbeitrag zu dem Thema „Risiko und Herausforderung einer ergrauenden Welt“ hat Prof. Rosenmayr (Wien) neue Altersperspektiven für den einzelnen genannt: Er wird lernen müssen, seine Begrenzungen selbst festzustellen, um sie dann zu bewältigen. Er wird sich ein Szenarium schaffen, in dem er Alter vorausplant. Er muß sich losmachen lernen und gleichzeitig sich auf Werte verlassen können; er bedarf der Geborgenheit genauso wie der Selbstachtung.

Martha Krause-Lang